

Leseprobe aus:
Monika Helfer
Die Bagage



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Monika Helfer

Die Bagage

Roman

Carl Hanser Verlag

9. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26562-2

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © Gerhard Richter 2019 (0227)

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

für meine Bagage

Hier, nimm die Stifte, male ein kleines Haus, einen Bach ein Stück unterhalb des Hauses, einen Brunnen, aber male keine Sonne, das Haus liegt nämlich im Schatten! Dahinter der Berg – wie ein aufrechter Stein. Vor dem Haus eine aufrechte Frau, sie hängt die Wäsche an die Leine, die Leine ist schlecht gespannt, geknotet zwischen zwei Kirschbäumen, einer steht rechts von der Veranda zur Haustür, der andere links. Jetzt gerade klammert die Frau eine Strampelhose fest und ein Jäckchen, also hat sie Kinder. Sie wäscht oft, die Sachen der Kinder und die ihres Mannes und ihre Sachen, sie besitzt eine besonders schöne weiße Bluse. Sie möchte, dass ihre Familie sauber ist wie die Familien in der Stadt. Sie hat viele weiße Sachen, da kommen ihre dunklen Haare und dunklen Augen und die dunklen Haare und die dunklen Augen ihres Mannes gut zur Geltung. Die anderen unten im Dorf tragen selten Weiß, manche nicht einmal am Sonntag. Ein ernstes Gesicht hat sie, tiefe Augen. Die Augen male mit Kohlestift! Die Haare liegen eng am Kopf, sie sind schwarz, mit Braun gemischt, weil der Kohlestift abgebrochen ist. Die guten Buntstifte glänzen nicht und sind außerdem teuer.

Die Wirklichkeit weht hinein in das Bild, kalt und ohne Erbarmen, sogar die Seife wird knapp. Die Familie ist arm, gerade zwei Kühe, eine Ziege. Fünf Kinder. Der Mann, schwarzhaarig wie die Frau, lackglänzend seine Haare sogar, ein Schö-

ner ist er, doppelt so schön wie die anderen. Ein schmales Gesicht hat er, aber ohne Freude, wie es scheint. Die Frau, gerade noch dreißig ist sie, sie weiß, dass sie den Männern gefällt, nicht einen kennt sie, bei dem sie nicht sicher ist. Wenn ihr Mann sie an sich zieht, spürt er ihre Brüste und den Bauch, er hat es genau so schon gesagt, ihm wird schwarz vor Augen, und vor Müdigkeit lässt er sich aufs Bett fallen. Sie entkleidet sich hastig, legt sich neben ihn und weiß, er stellt sich nur schlafend, er will nicht versagen. Darum hat sie das dünne Unterhemd angelassen. Damit nicht alles gleich eindeutig ist. Sie schaut durch das offene Fenster hinaus in den Nachthimmel. Nicht einmal der Mond kommt hinter dem Berg hervor. Manchmal zieht er knapp vorbei, dann kann sie den Schimmer oben über dem Kamm sehen. Einmal schreit ein Kind, sie weiß, welches, dann weint ein anderes, sie weiß, welches. Aber ihr gelingt es nicht aufzustehen, müde ist sie nicht, sie denkt, träge bin ich halt. Wie alt werde ich werden, denkt sie.

Das Mädchen, zwei Jahre alt, steht vor dem Bett, mitten in der Nacht. Es ist Margarethe. Die Grete. Sie zittert.

»Mama«, flüstert sie.

Die Mama flüstert auch: »Komm!«

Die Kleine kriecht zu ihr unter die Decke. Der Vater soll es nicht wissen. Das Mädchen legt sich nicht zwischen die Eltern, es legt sich an den Rand des Bettes. Es muss festgehalten werden, damit es nicht herausfällt, hinunter auf den Boden, das Bett ist nämlich hoch.

Das Mädchen war meine Mutter, Margarethe, eine Scheue, die jedes Mal, wenn sie auf ihren Vater traf, sich duckte und nach dem Rock der Mutter schaute. Der Vater war liebevoll

zu den andern vier Kindern, im Großen und Ganzen war er liebevoll, und er würde es auch zu den zwei später geborenen sein. Nur dieses Mädchen verabscheute er, die Margarethe, die meine Mutter werden wird, weil er dachte, dass sie nicht sein Kind sei. Er hatte keinen Zorn auf sie, keine Wut; er verabscheute sie, er ekelte sich vor ihr, als würde sie nach dem Zudringling riechen ihr Leben lang. Sie schlug er nie. Die anderen Kinder manchmal. Die Grete nie. Er wollte sie nicht einmal im Schlagen berühren. Er tat, als gäbe es sie nicht. Er habe bis zu seinem Tod nie ein Wort mit ihr gesprochen. Und es sei ihr nicht bewusst, dass er sie jemals angeschaut hätte. Das hat mir meine Mutter erzählt, da war ich erst acht. Mein Großvater wollte mit der Scheuen nichts zu tun haben. Für meine Großmutter war das der Grund, die Scheue mehr als die anderen Kinder zu Herzen und auch mehr als die anderen zu mögen. Maria hieß meine schöne Großmutter, der alle Männer nachgestiegen wären, wenn nicht alle Männer Angst vor ihrem Mann gehabt hätten.

Aber ich greife vor. Diese Geschichte beginnt nämlich, als meine Mutter noch nicht geboren war. Die Geschichte beginnt, als sie noch gar nicht gezeugt war. Sie beginnt an einem Nachmittag, als Maria wieder einmal die Wäsche an die Leine klammerte. Es war im frühen September 1914. Da sah sie den Postboten unten am Weg. Sie sah ihn schon von Weitem.

Vom Hof aus hatte man Blick ins Tal hinunter bis zum Kirchturm, der über die Linden hinaufragte. Der Postbote schob das Fahrrad, weil es steil aufwärtsging zu dem kleinen Haus, und der Weg war nach der Abzweigung nur noch grob geschottert. Der Mann war erschöpft, er wollte Adjunkt ge-

nannt werden, Postadjunkt war die offizielle Bezeichnung für seinen Beruf, er trug eine Uniform mit glänzenden Knöpfen, er schwitzte, hatte die Krawatte gelockert, den Kragen geöffnet. Er nahm die Kappe ab, nur kurz, zum Gruß und zum Lüften. Maria trat einen Schritt zurück, als er ihr den Brief entgeghielt. Es war ein blauer Brief mit einem losen Abschnitt vorne drauf, den man abreißen sollte. Dieser Abschnitt musste unterschrieben und zurückgesandt werden an den Absender. Der Staat war der Absender, der wollte einen Beweis in Händen halten. Der Adjunkt wusste, dass sie wusste, dass sie ihm gefiel und noch mehr. Auch wusste er, dass er ihr gleichgültig war. Er war nicht halb so fesch wie Josef, ihr Mann, mit dem finsternen Blick, wenn fesches Aussehen überhaupt halbiert oder verdoppelt werden konnte.

Der Adjunkt missbilligte, wie die Männer im Dorf über Josef und Maria redeten. Kinder seien kein Beweis für gar nichts, auf jeden Fall nicht dafür, ob es einer gut könne oder eben nur könne, auch vier Kinder würden rein gar nichts sagen. Eine Frau kann auch Kinder kriegen, wenn ihr der Mann nicht behagt, das ist Natur, und die Natur hat mit Liebe nichts zu tun, und nur weil man zufällig Josef und Maria heiße, heiße das schon überhaupt gar nichts, eher im Gegenteil. So hätten es die Männer gern gehabt. Dann, so dachten sie nämlich, hätten sie selber eventuell einen Stich bei der schönen Maria. Man sah diese beiden Eheleute auch so gut wie nie zusammen ins Dorf kommen, daraus zogen die Männer abermals ihre Schlüsse und sahen darin einen weiteren Beleg. Und wenn man sie sehe, seien sie nicht fröhlich zueinander, nicht einander zugewandt, der Josef so gut wie immer ernst und die Maria meistens auch, als kämen sie gerade von einem Streit.

Aber die Männer hatten keine Ahnung. Maria lag nämlich gern mit Josef eng umschlungen, sie hatte Temperament. Und ihr Mann manchmal auch. Zwischen den beiden war es bei Weitem nicht so, dass sie das Licht ausbliesen, wenn sie beieinanderlagen. Bei Weitem nicht. Und wenn sie das Licht ausgeblasen hatten, kam es vor, dass sie noch lange miteinander sprachen.

Der Adjunkt stellte nur einmal in der Woche so weit draußen zu, weil es ja auch so weit oben war und mühsam. Und selten war Maria allein, und selten war sie vor dem Haus, oft hatte er schon an die Tür geklopft, und niemand hatte ihm aufgemacht. Und wegen nix und wieder nix diesen Weg? Am liebsten wäre es ihm gewesen, die Leute, die hier draußen und oben verstreut lebten, hätten Freunde unten im Dorf, wenigstens einen, dem sie vertrauten, bei dem er die Briefe hätte abgeben können, und sie hätten sie dann selber geholt. Ein Brief vom Staat allerdings musste persönlich entgegengenommen werden. Wenigstens anschauen kann ich sie heute, dachte sich der Adjunkt.

Was alles zum Dorf gehörte, war weit, bis zum weitesten Hof war eine gute Stunde Weg ab der Kirche. Sechs Höfe lagen an den Rändern, dahinter begann der Berg. Die an seinem Fuß in seinem Schatten wohnten, waren mit keinem im Dorf unten gut, und untereinander waren sie auch nicht gut. Nicht gut sein bedeutete nicht wissen wollen, wie es dem anderen geht, mehr bedeutete es nicht. Sie wohnten dort, weil ihre Vorfahren später gekommen waren als die anderen und der Boden am billigsten war, und am billigsten war der Boden, weil die Arbeit auf ihm so hart war. Am letzten Ende hinten oben wohnten Maria und Josef mit ihrer Familie. Man

nannte sie »die Bagage«. Das stand damals noch lange Zeit für »das Aufgeladene«, weil der Vater und der Großvater von Josef Träger gewesen waren, das waren die, die niemandem gehörten, die kein festes Dach über dem Kopf hatten, die von einem Hof zum anderen zogen und um Arbeit fragten und im Sommer übermannshohe Heuballen in die Scheunen der Bauern trugen, das war der unterste aller Berufe, unter dem des Knechtes.

Der Brief kam vom Militär. Es war der Stellungsbefehl. Österreich hatte Serbien den Krieg erklärt, und Russland war Serbien beigesprungen, und der deutsche Kaiser war Österreich beigesprungen und hatte Russland den Krieg erklärt, und Frankreich war Russland beigesprungen und hatte Deutschland und Österreich den Krieg erklärt, und Deutschland war in Belgien einmarschiert.

Der Postbote hielt immer noch den blauen Brief in der Hand. Für sich allein träumte er, dass er ihr beistehe; irgend etwas geschehe und er stehe Maria bei und sie erkenne dann endlich, was er in Wirklichkeit für einer war. Gern hätte er sie von ihrem Ehemann befreit, er bildete sich ein, dass sie unter ihm leide, und er bildete sich ein, dass er selbst einer sei, der viel zarte Zuneigung zeigen könnte, wenn es darauf ankäme, und das nicht nur für kurz, für eine Nacht oder so, sondern bis der Tod einen scheidet. Keine roten Flecken waren in ihrem Gesicht und keine an ihrem Hals. Er sah kein Fältchen, nicht zwischen den Augen aufwärts in die Stirn, nicht neben dem Mund und nicht von den Augenwinkeln hinüber zu den Schläfen. Ihre Hände waren rau, aber nur innen. Oben waren sie wie vergoldet. Ihr Mann war oft unterwegs. Er hatte Geschäftchen. Was für welche, wusste der Adjunkt nicht, und

Maria wusste es auch nicht. Im Dorf wurde vermutet, es seien schräge und krumme Geschäftchen. Josef hatte den Ruf, sofort zuzuschlagen. Aber damit beruhigten sich die Männer nur selber, damit rechtfertigten sie vor sich selber ihre Feigheit. Dass es keiner von ihnen bisher gewagt hatte, die Maria direkt anzugehen. Eben, weil der Josef einer sei, der sofort und brutal zuschlage. Zuschlagen gesehen hatte ihn allerdings noch keiner.

Der Brief sei vom Militär, sagte der Adjunkt, Maria müsse den Erhalt bestätigen mit Unterschrift. In Klammer solle sie »Ehefrau« schreiben. Er habe einen Tintenblei dabei, das sei zulässig. Er selber leckte den Stift an.

Maria wusste, dass Krieg war, aber dass er je mit ihnen zu tun haben würde, dass man ihn hören würde bis hinein und hinauf ins hinterste Tal in den Schatten unter dem Berg, das war ihr bisher nicht in den Sinn gekommen. Was genau und bis ins Einzelne in dem gedruckten Brief stand, hätte sie nicht nacherzählen können, so viel aber schon: Josef Moosbrugger musste in den Krieg.

Der Bürgermeister hieß Gottlieb Fink, und er machte auch Geschäftchen. Er war der Einzige, mit dem Josef über das Notwendigste hinaus redete. Länger redete als: Ja, Nein, Servus und wieder Ja, Nein. Manchmal war Josef vom Berg heruntergekommen und direkt auf das Haus vom Bürgermeister zugegangen und war eingetreten, ohne zu klopfen oder zu rufen, und war eine gute Stunde im Haus geblieben. Aber die beiden waren keine Freunde. Der Bürgermeister wäre schon gern der Freund vom Josef Moosbrugger gewesen. Der war der Einzige, mit dem man reden konnte, er hatte erstens keine

Krankheiten und stank zweitens nicht wie ein Tier und war drittens kein Idiot, er konnte lesen und schreiben und mehr als nur gut rechnen. Leg ihm die schwierigsten Multiplikationen vor, er verdreht einmal die Augen, und schon hat er sie heraus. Der Bürgermeister war großzügig. Bei den Geschäften teilte er immer, auch dann, wenn Josef kaum beteiligt war. Immer halbe-halbe. Josef war nicht so großzügig. Aber das k Reidete ihm der Bürgermeister nicht an. Der Bürgermeister hatte Kühe, Schweine, Hühner und ein paar Ziegen, das hatten alle, zudem aber war an sein Haus eine Werkstatt angebaut. Er war gelernter Büchsenmacher. Früher hatte er die Gewehrläufe noch selber gedreht und gefräst und die Kolben selber ausgesägt und zurechtgeschnitzt und geölt und poliert. Inzwischen bezog er die Einzelteile aus dem süddeutschen Raum und setzte sie lediglich zusammen. Das kam billiger und brachte mehr. Er nagelte seine Punze darauf, der Stutzen war dann ein echter Fink, und Fink-Stutzen hatten immer noch einen Ruf, als wäre an ihnen alles selber und alles von der Hand gemacht. Dem Josef hatte der Bürgermeister ein Gewehr geschenkt, ein doppelläufiges sogar. Das war mehr als großzügig. Darüber wunderte sich jeder. Das sagte alles, obwohl keiner genau wusste, was es sagte. Dafür hätte ein Schreiner länger als ein halbes Jahr arbeiten müssen. Vielleicht war Josef ja tatsächlich sein Freund. Nur weil er so tat, als hätte er einen Freund nicht nötig, hieß das noch lange nicht, dass er wirklich keinen nötig hatte.

Als der Stellungsbefehl eingetroffen war, hatte Josef einen Freund nötig. Der Bürgermeister war nicht eingezogen worden, Begründung: Er werde zu Hause gebraucht. Das stimmte: Josef zum Beispiel brauchte ihn.

Josef liebte seine Frau. Er selber hat dieses Wort nie gesagt. Es gab dieses Wort in der Mundart nicht. Es war nicht möglich, in der Mundart *Ich liebe dich* zu sagen. Deshalb hatte er dieses Wort auch nie gedacht. Maria gehörte ihm. Und er wollte, dass sie ihm gehörte und dass sie zu ihm gehörte, Ersteres meinte das Bett, Letzteres die Familie. Wenn er durchs Dorf ging und die Männer beim Brunnen sah, die mit hölzernen Messern spielten, die sie sich selber geschnitzt hatten, und wenn er sah, dass sie ihn sahen, dann las er in ihren Blicken: Du bist der Mann von der Maria. Keiner von denen hatte nicht schon gedacht, wie es mit ihr wäre. Und jetzt, nachdem er den Stellungsbefehl erhalten hatte, meinten sie, es tun sich Chancen auf. Mittelgroße Chancen, weil niemand genau wusste, wie lange der Krieg dauerte; auch wenn man von Wien her und Berlin her hörte, die Sache werde bald zu Ende sein, darauf wetten wollte keiner.

Josef ging zum Bürgermeister und sagte: »Könntest du auf die Maria aufpassen, wenn ich im Feld bin?«

Der Bürgermeister wusste, wie *Aufpassen* in diesem Fall geschrieben wird. In erster Linie, so dachte er, meint der Josef doch, er kann seiner Frau nicht trauen. Kann sie sich selber trauen? Das war die Frage! Sie sieht sich ja jeden Morgen im Spiegel.

Bei dem Gespräch war sonst niemand dabei. Ein delikates Gespräch, das keine Zeugen wollte. Wie könnte der Bürgermeister dem Mann meiner Großmutter antworten? Würde er sich trauen zu sagen: »Du meinst, ich soll zuschauen, dass keiner zu ihr hinaufgeht, wenn du weg bist?«

Und Josef? Sagt er: »Ja, das meine ich.« Dann würde er zugeben, dass er seiner Frau nicht vertraut.

Josef sagte: »Ja, es wäre mir recht, wenn du zuschaust, dass keiner zu ihr hinaufgeht.«

»Und warum?«, könnte der Bürgermeister fragen. Damit aber würde er Josef kränken. Das will er nicht. Ist damit zu rechnen, dass einer der Männer aus dem Dorf oder von sonst woher der schönen Maria Gewalt antun könnte? Dass in so einem Fall der Bürgermeister einschreiten würde? Und was würde das bedeuten? Dass er denjenigen erschießt?

Der Bürgermeister sagte: »Ich werde mich um sie kümmern. Mach dir im Krieg keine Sorgen, Josef.«